

Unser Gebet bereitet auf die Kommunion vor, den intimsten Ausdruck des Anhangens an den Glauben der Kirche als der göttlichen Größe, durch die uns Erbarmen und Gnade geschenkt wird. Das dem Hochzeitsmahl angemessene Kleid ist das Büsserhemd, das die frommen Juden am Versöhnungstage tragen. Uns mit ihm zu bekleiden, war und ist Sinn der der Kommunion vorausgehenden Sündenbekenntnisse. Im Stand der Gnade zu sein, die Erkenntnis der Unwürdigkeit zu vertiefen bis an die Schwelle des Hochzeitssaales und selbstverständlich auch äußerlich das Bewußtsein für die Erhabenheit des Geschehens auszudrücken, sind unabdingbare Notwendigkeiten, die sich aus dem Ernstnehmen der Worte: *Ne respicias peccata mea sed fidem Ecclesiae tuae* ergeben. Man muß an dieser Stelle das Gebet *Perceptio Corporis tui* in die Betrachtung einbeziehen. Sein Wortspiel: *quod ego sumere praesumo* (im Deutschen allenfalls mit „das ich einzunehmen mir herausnehme“, wiederzugeben) und seine Gegenüberstellung von *judicium* und *condemnatio* einerseits, *tutamentum* und *medela* andererseits vertiefen die Einsicht, denn in diesen zwei Punkten werden in klassischer Prägnanz die beiden Aspekte der Eucharistie, Mahl und Opfer, dargestellt: Daß hier Schutz und Rettung verheißen, aber auch Gericht und Verdammnis bei Unwürdigkeit ins Auge gefaßt werden, ist wesentlich für die Erkenntnis der Spannweite der menschlichen Existenz.

Indem unser Gebet die *fides Ecclesiae* der Sündenlast des Einzelnen gegenüberstellt, freut es sich der *fidei integritas*, um die in der Commune-Messe für alle heiligen Päpste gebetet wird. Der hier gemeinte Glaube ist nicht eine Sammlung von Sätzen, deren Unterworfenheit unter historische Denkformen heute weithin mehr Interesse findet als ihr wirklicher Inhalt, sondern das Verhalten der bräutlichen Treue (das englische Wort *troth* ist mit *truth* verwandt). Es ist ein Gegenstand, dem wir in der Betrachtung und in der Betätigung immer neue und herrliche Seiten abgewinnen. In Fatima sagte der Heilige Vater: „Wir sind auf die Suche nach dem Frieden gegangen. Die Mutter Gottes haben Wir darum gebeten: Für den Frieden in der Kirche und den Frieden in der Welt“. Frieden und Einheit kommen zu uns aus den Händen der Mutter, an deren Glauben wir die Aufgabe messen, die unser Leben ausmacht.

Basel

Dr. John Hennig

DIE WAHRUNG DER LATEINISCHEN TRADITION IN DER VOLKSLITURGIE

Leider scheinen sich die Ideologen des Problems, in welcher Sprache die Volksliturgie zu feiern sei, bemächtigt zu haben. Auf der einen Seite wird ein stilreiner und verständlicher deutscher Gottesdienst gefordert, auf der anderen Seite die möglichste Bewahrung des Latein als des Bandes der Einheit innerhalb der katholischen Kirche und eines Kulturgutes, das auf keinen Fall preisgegeben werden dürfe. Die beiderseitigen Eiferungen erinnern an das altsprachliche Sendungsbewußtsein der Humanisten und an den Kampf der Deutschtömler verschiedener Epochen gegen fremdsprachliche Ausdrücke.

In der deutschen Schweiz hat man übertriebene Sprachreinigungsbestrebungen seit je mit dem gebührenden Spott verfolgt (man schlug z. B. zynisch für Pudding „Wonnekleister“ vor!). Man hat sich hier daran gewöhnt, daß verschiedene Kulturepochen in der Sprache ihre Spuren und ihre Traditionen zurückgelassen haben. Aus der Klosterzeit sind teilweise noch der „z'Vesper“ und das „Calazzen“ (von *collatio*) lebendig geblieben. Aus der Söldnerzeit und der Napoleonischen Epoche

stammen das „Merci“, „Adieu“ und viele andere Wendungen. Aus der englischen Sportsprache sind jedem Buben das Goal, der Back, der Corner usw. geläufig, von modernen amerikanischen Ausdrücken ganz zu schweigen! Das alles hat sich in den Mundarten zusammen mit „reichsdeutschen“ Ausdrücken und weiterem zu einer Sprache zusammengefügt, der man den deutschen Charakter trotzdem nicht absprechen kann. Es wäre z. B. widersinnig, einem urchigen Oberwaldner Bauern, der „calazze“ und „adie“ sagt, die Bodenständigkeit absprechen zu wollen.

Dasselbe gilt meine Erachtens mutatis mutandis auch für die Volksliturgie. Wir haben ja im „Alleluja“ und im „Kyrie“ schöne Beispiele dafür, wie in der lateinischen Liturgie die jüdische und die griechische Tradition in einigen hervorstechenden Wendungen erhalten geblieben ist. Es ist nicht einzusehen, weshalb in der deutschen Liturgie neben diesen Schätzen älteren Traditionsgutes nicht auch einige lateinische Wendungen stehen bleiben dürften.

Das jüdische „Alleluja“ ist unübersetzbar (wenn es „rezitiert“ wird, tönt es allerdings ebenso lächerlich wie ein rezitierter Jodel!). Das „Kyrie“ nach dem „Kyriale simplex“ wirkt mindestens so deutsch wie ein musikalisch mehr oder weniger gelungenes „Herre, erbarm Dich unser, Christe, erbarm Dich unser“ mit lateinischen Anleihen! Das Gloria, Sanctus und Agnus Dei – abwechselnd das eine oder andere dieser Lieder – nach dem „Kyriale simplex“ würden bestimmt die Tradition der lateinischen Liturgiepoche in einer angängigen Art und Weise wahren. Diese Gesänge werden vom Volk bei häufigem Gebrauch sicher mindestens so gut verstanden (besonders, wenn eine Übersetzung beigedruckt ist), wie das Nicänische Glaubensbekenntnis in deutscher Sprache oder diverse Orationsübersetzungen und Teile der Schriftlesung! Und im übrigen gilt gerade beim Traditionsgut die berühmte Feststellung Pascals, daß das Herz Dinge verstehe, bei denen der Verstand nicht mitkomme. Hingegen dürfte man im Volksgottesdienst auf die lateinischen Propriums- gesänge ruhig verzichten. Sie dem Volke beibringen zu wollen – außer in ausgeprägt akademischen Pfarreien –, erscheint doch als ein reichlich abstraktes Unterfangen!

Die Vertreter der Stileinheit im Gottesdienst werden allerdings einwenden, dieses „Sprachmischmach“ komme einem Stilbruch gleich. Nun gibt es allerdings gottesdienstliche Hochfeiern, in denen die Stileinheit durchaus berechtigt und angebracht ist. Im normalen Gottesdienst aber dürfte die Gleichzeitigkeit von Hebräisch, Griechisch, Latein – und meinetwegen von englischen Gospelsongs und französischen Géligneau-Psalmen – ebenso wenig anstößig sein, wie der Gebrauch fremdsprachlicher Redewendungen in der schweizerischen Umgangssprache. Eine lebendige, stets in Entwicklung begriffene Sprache ist ebenso wenig eine Angelegenheit des „reinen Stils“, wie die sich stets den geschichtlichen Veränderungen anpassende Volksliturgie.

Gerade in der vielsprachigen Schweiz, wo man zwar die anderen Landessprachen leider viel zu wenig beherrscht, aber doch von Kind auf wenigstens an den Gesang von Volksliedern aus den verschiedenen Sprachregionen gewohnt ist, dürfte diese Vorstellung eigentlich keinen großen Schwierigkeiten begegnen!

Wir müßten uns wahrscheinlich überhaupt mehr mit dem Gedanken an eine „pluralistische Liturgie“ vertraut machen und von einem krampfhaften Einheitsdenken loskommen. Wie neben der feierlichen Hochliturgie der Klosterkirchen und Kathedralen die nun schon in verschiedenen Diözesen gestattete „Hausmesse“, neben dem Erwachsenenengottesdienst eine Jugendliturgie (entsprechende Vorschläge wurden auf der Bischofssynode gemacht) und neben der Polyphonie der einstimmige Volksgesang berechtigt sind, so neben der stilreinen Liturgie auch der „Mischgottesdienst“. Die gern gesungenen alten Mischlieder – „In dulci iubilo“ usw. – könnten hier als Vorbild dienen!

Dem bekannten Musikkritiker Hans Galli ist durchaus beizupflichten, wenn er immer wieder (z. B. in der St. Galler „Ostschweiz“ vom 30. Dez. 1967) betont: „Sowohl die Liturgiekonstitution als auch die kürzlich veröffentlichte Instructio möchten sowohl in der Alternative Latein – Volkssprache, als auch alte und neue Musik ein ‚Sowohl – als auch‘. Aber bis heute sind noch nicht alle mit dieser liberalen Lösung einverstanden, und nicht selten versuchen die Vertreter der einen Strömung die Vertreter der anderen aus dem Sattel zu heben.“

Die „Mischliturgie“ ermöglicht es in einer verantwortbaren Weise, die Tradition der großen Liturgieepochen, durch welche Europa hindurch gegangen ist, als kostbares Erbe zu bewahren und es ins Volksbewußtsein einzuprägen, ohne dadurch das durchaus berechtignte Anliegen der muttersprachlichen Liturgie zu torpedieren. Die Tradition sollte namentlich in Europa, wo unsere Identität damit auf Gedeih und Verderb zusammenhängt, nicht über Bord geworfen werden, solange sie funktions-fähig ist. Und gerade diese Mannigfaltigkeit in der liturgischen Tradition wird es uns auch erleichtern, in der heutigen sozialen Mobilität anpassungs- und entwicklungsfähig zu bleiben, uns für die Bedürfnisse und kulturellen Wandlungen der Zukunft offen zu halten.

Immensee/Schweiz

Dr. Walter Heim SMB

BRIEF AN EINEN KLERIKER

Mein lieber junger Freund!

Sie stehen kurz vor dem Wendetag Ihres Lebens, wo Sie die Weihe des Priesters empfangen werden und Sie fragen sich – und fragen mich – was das nun eigentlich für Sie, für Ihr wirklich gelebtes Leben bedeuten wird.

Etwas Entscheidendes wird sich für Sie verändern, und was das in der Sprache der Theologie bedeutet, das wissen Sie. Sie wissen, daß Sie „geweiht“ werden, also in einem sehr tiefen Sinne herausgenommen sind aus dieser Welt und zugleich hineingesandt sind in sie, und zwar noch in einer ganz anderen Weise hineingesandt als wir Laien, die wir als Christen in dieser Welt leben.

Was ist es mit diesem Doppelruf des Priesters, das ist die Frage, die Sie in den Worten des Konzil-Dekretes „Über Leben und Dienst der Priester“, an mich gerichtet haben: „Ihr Dienst verlangt in ganz besonderer Weise, daß sie sich dieser Welt nicht gleichförmig machen; erfordert aber zugleich, daß sie in dieser Welt mitten unter den Menschen leben.“ Sie kennen den Kontext dieser Stelle. Kurz zuvor heißt es: „sie könnten nicht Christi Diener sein, wenn sie nicht Zeugen und Ausspender eines anderen als des irdischen Lebens wären, noch vermöchten sie den Menschen zu dienen, wenn diese und ihre Lebensverhältnisse ihnen fremd blieben“.

Der Priester muß also zuerst sich bewußt sein und muß es in jedem Augenblick und in jeder Begegnung bleiben, daß er „Ausspender eines anderen als des irdischen Lebens“ zu sein berufen ist. Dem Priester ist anvertraut, was er nicht aus sich selber besitzt. Er ist der Träger, der den „Kelch des Heiles“, von dem er bei jedem heiligen Meßopfer sagt, daß er ihn empfangen will, in Händen trägt. In einer Welt, die die Worte „geweiht, heilig, sakral“ fast nicht mehr versteht, muß er durch sein Sein – mehr noch als durch seine Worte – Zeugnis geben, von der Wirklichkeit der Erlösung, von der Wirklichkeit dieses „anderen Lebens“. Damit wird diese Wirklichkeit „glaubwürdig“. Das heißt zunächst, daß sein eigener Glaube an dieses andere Leben, an das heilige Leben des Gottmenschen Christi in unserer Mitte, in ihm lebendig und wirksam ist und ohne alles Gewollte und Unnatürliche aus ihm hervorstrahlt und ein Licht ist unter den Menschen. Es ist nicht sein eigenes Licht, und so soll er in Demut dieses Licht tragen. Aber er soll es tragen und nicht „unter den Scheffel stellen“. Er soll die Würde, die ihm zueigen ist, nicht gemein machen. Dazu hat er kein Recht, denn es ist ja nur die Würde dessen, dessen Zeuge zu sein er gerufen ist. Wir Laien, wir wünschen uns den Priester, der sich nicht gemein macht – der freudig, gütig, menschlich ist, schlicht und nicht unnahbar, aber der immer der Priester bleibt, der Geweihte Christi. Einen burschikosen Priester, der sich anbietet und dessen Ideal es ist, ganz genau wie die anderen zu sein, einen solchen Priester empfinden wir Laien als untreu an seiner Weihe, wie wir den Priester, der die Ehrungen für sich selber einstreicht, die seiner Würde gelten, als eine Karikatur empfinden. In demütiger Würde uns allen von innen her nahe, so wünschen wir uns den Priester. Der Priester soll der Welt niemals von der Welt her, sondern immer nur von Christus her begegnen. Deswegen sollte er vor jeder Begegnung sich sammeln und seinen Glauben, seine Hingabe und Liebe zu Dem erneuern, dessen „Diener, Zeuge, Ausspender“ er ist – auch in der unscheinbarsten Begegnung.